



# Hochhäuser gegen Dorfidylle am Hardturm

Wenn etwas das Projekt für ein Zürcher Fussballstadion noch zu Fall bringen kann, dann sind es jene städtebaulichen Gegensätze, die schon vor 65 Jahren in einem vielbeachteten Architektenstreit aufeinanderprallten – und heute ausgerechnet beim Bauplatz am Hardturm. Von Adi Kälin

Die Rede von Max Frisch beim Bund Schweizer Architekten im Jahr 1953 war ein einziger Rundumschlag. Er war eben von seinem einjährigen Aufenthalt in den USA und Mexiko zurückgekehrt und fand nun, dass die Architektur hier fast überall «etwas Niedliches, etwas Putziges, etwas Nippzeughaftes» ausstrahle, «etwas von der Art, als möchte die ganze Schweiz (ausser wenn sie Staumauern baut) ein Kindergarten sein». Selbst Grossbauten wie das Universitätsspital von Haefeli, Moser, Steiger kamen ihm vor, «als wären sie mit der Laubsäge gebastelt». Fasziniert ist er zu jener Zeit vom «architektonischen Dschungel» Mexikos, in dem es zwar viel Unkraut gebe, aber in dem eben auch ein paar Orchideen blühten. In der Schweiz hingegen dominiere der Durchschnitt, der doch immer auch etwas Klägliches, Schales und Absterbendes habe. Immerhin kann sich Frisch über die ersten Zürcher Hochhäuser am Letzigraben freuen: «Auch wenn man nicht sagen kann, dass sie ragen, so zeigen sie doch bereits, wie viel Himmel es noch gäbe über der Schweiz, wenn wir uns nicht ducken würden.»

## Lob des Durchschnittlichen

Frischs Vortrag wurde in der Branche eifrig diskutiert und später auch in der Fachzeitschrift «Werk» abgedruckt. Dies lockte den Architekten Hans Bernoulli, bekannt für seine schönen, bescheidenen Reihen- und Einfamilienhäuser, aus der Reserve. Er gab seinem Ärger darüber Ausdruck, wie salopp Frisch über die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner hinweggehe. Weil die Bedürfnisse von Herrn Müller und Herrn Meier unterschiedlich seien, müsse man ein gutes Durchschnittsmass finden: «Der gute, brauchbare Durchschnitt – das war von jeher das Streben und dürfte es noch eine hübsche Anzahl von Jahren sein.» Ein Haus müsse doch nicht «ragen», nur weil es die

Heute wird noch viel solider und gepützelter gebaut als 1953 – auch wenn es in Höhen über hundert Metern geschieht.

Ästhetik oder die Mode so erheischen, fand Bernoulli. Erst recht gelte dies für Wohnhäuser.

Die Ansichten, über welche die beiden vor 65 Jahren debattierten, prägten die städtebauliche Diskussion in den folgenden Jahrzehnten – und treffen nun beim neusten Zürcher Stadionprojekt aufeinander. Die Visualisierungen zeigen auf der einen Seite die von Hans Bernoulli geplante Siedlung mit zweistöckigen Reihenhäuschen, auf der andern Seite zwei Wohnhochhäuser, die mit ihren 137 Metern Höhe etwa zwanzig Mal so hoch sind wie die Bernoulli-Häuser. Die Zürcher Stadionsgeschichte ist ja mittlerweile ein seit etwa zwanzig Jahren dauerndes Trauerspiel. Einmal zogen sich die Investoren vom Projekt zurück, ein anderes Mal waren die Mantelnutzungen zu mächtig und schliesslich die Kosten zu hoch. Beim neusten Projekt zahlt die Stadt gar nichts, aber die beiden Hochhäuser, die man den privaten Investoren ermöglichen will, dürften noch einiges zu reden geben und schliesslich darüber entscheiden, ob Zürich doch noch zu einem Fussballstadion kommt, das den Namen verdient.

An der Geschichte der Zürcher Hochhäuser kann man ablesen, wie jene Kreise, die eher Bernoulli zuneigen, also «anständige, solide, durchschnittliche» Bauten den «ragenden» vorziehen, verschiedentlich die architektonische Entwicklung der Stadt beeinflussen oder sogar lahmlegen konnten. Vom städtebaulichen Standpunkt aus sei der Bau von Hochhäusern in Zürich «sehr gewagt», befand Hermann Herter, Stadtbaumeister von 1919 bis 1949. Sein Nachfolger im Amt, Albert Heinrich Steiner, machte sich dann aber eigenhändig ans Werk und baute zu Beginn der fünfziger Jahre die Wohnhochhäuser am Letzigraben, die dem Heimkehrer Frisch so gefielen. Nun war der Durchbruch geschafft; bis Mitte der siebziger Jahre entstanden auf Stadtgebiet rund 150 Hochhäuser. Max Frisch fühlte sich quasi verpflichtet, im 1966 eröffneten

Wohnhochhaus Lochergut einzuziehen. Bald erklärte er aber die als «Wohnexperiment» deklarierte Unternehmung für gescheitert: «Es hat sich kein Kontakt ergeben», schrieb er später dazu.

Auch Albert Heinrich Steiner ging die Entwicklung zu schnell: «Ich spreche absichtlich einer Zurückhaltung im Hochhausbau das Wort, weil wir heute von einer Art Hochhaussucht erfasst sind», meinte er noch in den fünfziger Jahren. Was Steiner fand, wurde in den siebziger Jahren wieder Allgemeingut. Man diskutierte mit dem Club of Rome über die «Grenzen des Wachstums» und schickte ein Grossprojekt ums andere bachab. Die U-Bahn scheiterte damals ebenso wie beispielsweise die Idee für eine riesige «Waldstadt» auf dem Adlisberg. 1984 wurde sogar eine Initiative angenommen, die den Bau von Hochhäusern in der Innenstadt verbot. Bis Mitte der neunziger Jahre hielt sich das Verbot; danach steuerte ein neues Hochhausleitbild die Entwicklung und ermöglichte erst den neuerlichen Hochhausboom, wie wir ihn heute noch erleben. Hätte Frisch wohl Freude daran? An den Hochhäusern sicher, aber kaum am üppig wuchernden Vorschriftenchunzel, der die von ihm gepriesene «unsentimentale, männlich-draufgängerische Architektur» in der Art Mexikos ja von vornherein verunmöglicht. Heute wird noch viel solider und «geputzelter» gebaut als 1953 – auch wenn es in Höhen über hundert Metern geschieht.

## Viele Hunde . . .

Es ist eine Binsenwahrheit, dass die Stadt Zürich nicht nur mit ihren Stadien, sondern mit Grossprojekten generell ihre liebe Mühe hat. Natürlich spielen so unterschiedliche Faktoren wie hohe Kosten, denkmalschützerische Überlegungen oder Verkehrsfragen eine wichtige Rolle. Grundsätzlich aber gilt: Viele Hunde sind des Hasen Tod. Ein Projekt scheitert, wenn es von unterschiedlichen Interessengruppen gleichzeitig bekämpft wird. Wenige Monate vor Frischs Vortrag im Jahr 1953 sagten die Zürcher Stimmberechtigten beispielsweise überdeutlich Nein zu einem riesigen Stadion für 60 000 Zuschauer. Das «Oktogon», das in der Grünau hätte gebaut werden sollen, sei daran gescheitert, dass «sich die Gegnerschaft vielschichtig zusammengesetzt» habe, schrieb die NZZ nach der Ablehnung. Zu jenen, die das Stadion zu gross und zu teuer fanden, gesellten sich «religiöse und pädagogisch interessierte» Kreise, die sich gegen die Förderung von Massenveranstaltungen wandten.

Auch beim Projekt für ein neues Zürcher Kongresshaus am Ort des alten spannten verschiedene Kräfte zusammen: Zu den konservativen Kreisen gesellten sich Architekten und Planer, die den bestehenden Bau von Haefeli, Moser, Steiger unbedingt erhalten wollten. 2008 sagten die Zürcherinnen und Zürcher klar Nein zum Projekt des Spaniers Rafael Moneo. An den Plänen für ein neues Kongresshaus zeigt sich übrigens ein weiterer Punkt, der manch ein Grossprojekt in Zürich zum Scheitern bringt: Das Raumprogramm war derart überladen, dass es gar nicht möglich war, Tonhalle und Kongresshaus zu erhalten. Das Projekt von Roger Diener, der dies im Wettbewerb dennoch versuchte, wirkte derart gedrängt, dass man sein Unternehmen nur als Kritik an den Wettbewerbsbedingungen lesen konnte. Allzu oft definiert man eben zuerst das Raumprogramm, das die Architekten dann irgendwie auf viel zu engem Raum unterbringen müssen. Wenn am Anfang der Planung solche Fehler stehen, ist das Scheitern programmiert.

Beim neusten Anlauf für ein Fussballstadion ist bisher erstaunlich viel richtig gemacht worden: Natürlich haben die beiden Wohntürme eine beachtliche Grösse, sie stehen aber so weit von der Bernoulli-Siedlung entfernt, dass mindestens der ominöse Schattenwurf kein Problem darstellen dürfte. Das Quartier erhält durch die Bauten einen deutlichen Mehrwert – vor allem dank durchdachten Freiräumen, aber auch dank vielen Restaurants und Läden, die bereits im jetzigen frühen Stadium eingeplant worden sind. Zudem sind auch die beiden Fussballvereine begrüsst und adäquat in die Planung einbezogen worden – was bei früheren Projekten nicht immer in der gleichen Art geklappt hat.

Die Volksabstimmung dürfte also zu schaffen sein, dennoch wird es wohl Rekurse geben. Irgend ein Nachbar findet sich immer, der etwas auszusetzen hat – oder auch nur daran interessiert ist, das Bauvorhaben möglichst lange zu verzögern. Geduld ist also gefragt, auch wenn man hofft, dass kein Zürcher Grossprojekt mehr das Schicksal des Landesmuseums-Erweiterungsbaus teilen muss: Volle zehn Jahre dauerte es, bis sämtliche Rekurse und Beschwerden zu unterschiedlichen Einzelfragen den Instanzenweg bis zum Bundesgericht durchlaufen hatten. Der Bund als Bauherr des Landesmuseums konnte diese Verzögerung verkraften; den privaten Investoren des «Pentagon»-Stadionprojekts war die Aussicht auf weitere Prozesse des Schlechten zu viel, weshalb sie 2009 die Pläne definitiv beerdigten. Acht Jahre und zwei Projekte später möchten wir zwar nicht gerade alles aufs neue Fussballstadion wetten. Die Chancen stehen aber so gut wie nie in den letzten zwanzig Jahren, dass am Hardturm das Grossprojekt gegen die «Diktatur des Durchschnittlichen und den Kult des Niedlichen», wie es Frisch nannte, gewinnen kann.